

NEUE, DICHTE STADTQUARTIERE! ABER WELCHER STÄDTEBAU?

Spätestens seit der Zweitwohnungs- und der Kulturlandinitiative ist klar: Boden wird auf breiter politischer Ebene als begrenzte Ressource begriffen, und die fortschreitende Zersiedelung wird nicht mehr als unvermeidbar hingenommen. Doch was ist die Alternative zu wild wuchernden Einfamilienhausteppichen und unmotiviert platzierten Mehrfamilienhäusern? Wohin mit der wachsenden Bevölkerung, mit Wohnungen, Büros und Infrastruktur?

Die Verdichtung von Siedlungsräumen und neue kompakte Quartiere finden immer mehr Zuspruch. Ausgewählte Agglomerationsräume zu Städten weiterzuentwickeln, um ländliche Regionen vom Siedlungsdruck zu befreien, dafür legt sich seit vier Jahren die Zürcher Architektengruppe «Krokodil» stark ins Zeug. Als Fallstudie für die Zürcher Agglomeration dient ihnen das verkehrstechnisch gut erschlossene Glattal. Doch wie erstellt man ein neues Stadtquartier? Wie muss es strukturiert sein, damit es urban wird? JH



Daniel Niggli: «KLARE GEOMETRIE VERLEIHT IDENTITÄT.»

Ihrem neuen Buch «Glatt! Manifest für eine Stadt im Werden» liegt eine grosse Karte bei. Eingezeichnet sind viele neue, rasterförmige Quartiere, vor allem Blockrandbebauungen. Ist die gründerzeitliche Stadt wieder das bevorzugte Modell, nach dem neue Quartiere angelegt werden sollten? Eine Blockrandbebauung ist für uns eine Möglichkeit von vielen, um neue, dichte Quartiere anzulegen. Diese Morphologie hat zwei Vorteile: Die klare Geometrie verleiht Identität. Werden die Erdgeschosse durchgehend für Gewerbe und Dienstleistung genutzt, stellt man zudem eine Durchmischung der Programme sicher und damit im besten Fall auch eine Urbanität. Im Plan

der Glattstadt haben wir aber durchaus unterschiedliche Strukturen angedeutet. Es gibt heute keinen Konsens mehr über die «eine» gültige Stadtstruktur. Man kann durchaus vom Block ausgehen, sollte aber auf die spezifische Situation reagieren. Bei Stettbach und Volketswil haben wir bestehende Bastrukturen aufgegriffen. Wenn Quartiere am Stadtrand liegen, macht es jedoch Sinn, sie weniger geschlossen anzulegen. Jedes Quartier sollte eine eigene Identität aufbauen. Gleichzeitig sollten die verschiedenen Quartiere aber miteinander eine gemeinsame Identität als Stadt entwickeln, darum haben wir in unserer Karte den Block in verschiedenen Variationen thematisiert. Daniel Niggli gründete 1997 zusammen mit Matthias Müller das Büro EM2N in Zürich. 2009 bis 2011 war er Gastdozent an der ETH Zürich.



Marc Angétil: «BEIM VERDICHTEN BESTEHENDE QUALITÄTEN FINDEN.»

Wie wurde die Frage nach der richtigen Form neuer Siedlungen an der ETH-Sommerakademie unter dem Titel «From Suburb To City» diskutiert? Als Gastkritiker der Summer School der ETH Zürich zur Glattstadt habe ich festgestellt, dass die Suche nach der Morphologie der neuen Quartiere die zentrale Frage für alle Beteiligten war: Wie schafft man Identität?

Das Momentan ist die Agglomeration vor allem von gestalterischer Monotonie und Normierung geprägt. Diese aufzubrechen und eine Vielfalt zuzulassen, scheint mir erstrebenswert. Siedlungen nach Mustern – neu eingeführten, autonomen Geometrien – zu organisieren, kann ein Instrument sein, um öffentlichen und privaten Raum zu organisieren, voneinander abzutrennen und den Identifikationsprozess zu fördern. Eine Stadt sollte keine Monokultur sein, sondern Artenvielfalt ermöglichen. Doch man agiert nie auf neutralem Grund. Im Territorium – auch in den auf den ersten Blick undefinierten Agglomerations-

räumen – sind Spuren der Zeit eingeschrieben. Beim Verdichten muss man bestehende Qualitäten finden und auf ihnen aufbauen. Damit schliesst sich von alleine aus, dass ein neues Quartier beispielsweise als reine Blockrandstruktur umgesetzt werden kann.

Sobald man die Eigenschaften des jeweiligen Ortes ernst nimmt und mit den neu eingefügten Strukturen in Beziehung setzt, entsteht ein räumlicher und architektonischer Dialog. Und genau darin liegt die Chance, sowohl einen starken Charakter zu erzeugen, als auch den Faktor Zeit in den Entwurf einzuschreiben. Die Gestaltung von unverwechselbaren Elementen ist also eine Voraussetzung für die Erkennbarkeit und Wiedererkennbarkeit des Raums, indem das Wahrgenommene zu einem inneren Vorstellungsbild verarbeitet wird. Marc Angétil ist Partner im Architekturbüro aggs in Zürich und Los Angeles und unterrichtet Entwurf und Städtebau an der ETH Zürich.



Thomas Schregenberger: «ARCHITEKTEN GEHÖREN IN DIE STADTPLANUNG.»

Die Schweizer Fachhochschulen steuerten Entwürfe für die Glattstadt bei. Die Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) schlug mit dem Projekt «Brick-Town» ein neues Zentrum auf dem Flughafen Dübendorf vor. Alle europäischen Städte, die wir lieben, sind geprägt durch ihre öffentlichen Räume, durch die Gassen, Strassen, Höfe und Plätze. Sie definieren den Grundriss dieser Städte. Die Gebäude dagegen sind Teil des Stadtkörpers und treten meist nur als Strassen- oder Platzfassaden in Erscheinung. In der Agglomeration verhält es sich umgekehrt. Die Bauten sind meist frei stehende Objekte, und ihre Bezüge zu anderen Bauten zufällig und ungenau. Entsprechend zusammenhangslos sind die meist amorphen Zwischenräume. Beim Vorschlag der ZHAW zur Glattstadt haben wir die im Masterplan von «Krokodil» vorgeschlagene

ne Rasterstruktur samt ihren Plätzen aufgenommen. Dabei waren wir wieder einmal überrascht von der Flexibilität und der Handhabbarkeit des Stadtrasters, aber auch von seiner ordnenden, raumbildenden Kraft. Trotz der in Programm wie Struktur sehr unterschiedlichen Stadtblöcke ist ein Stadtgefüge entstanden, das auch in seiner räumlichen Vielfalt sehr attraktiv erscheint. Der Raum und seine Gestalt ist die Kernkompetenz des Architekten, und darum, so meine ich, gehören die Architekten zurück in die Stadtplanung. Thomas Schregenberger führt ein Architekturbüro in Zürich und unterrichtet Entwurf und Konstruktion an der ZHAW.



Reto Pedrocchi: «NACHHALTIGKEIT AN DEN ANFANG STELLEN.»

Die Stadt der Zukunft darf nicht allein aus klassischen städtebaulichen Ansätzen heraus entwickelt werden. Aktuelle Themen wie Nachhaltigkeit müssen mindestens mit gleicher Wichtigkeit berücksichtigt werden. Was passiert, wenn man energetische Fragen an den Anfang urbanistischer Überlegungen stellt, haben wir mit Studierenden der HSLU in Luzern im Rahmen der Glattalstudie untersucht. Wir haben zuerst Strukturen für grosse Wohnhäuser entwickelt, bei denen der Bedarf von Grauer Energie möglichst gering ist. Erst danach haben wir sie in den Kontext der Glattstadt-Studie eingesetzt. Daraus resultiert eine Spannung zwischen Bestand und neuen Formen. Das ist aber nicht als Plädoyer für eine Stadt als Kollage zu verstehen. Denn die Entwürfe wurden in einem weiteren Schritt auf die jeweilige Situation adaptiert, ohne dass sie dabei ihre prägnanten Formen verloren. Daraus ist eine Vielzahl unkonventioneller Entwürfe mit hohem (stadt-)räumlichen Potenzial entstanden. Reto Pedrocchi leitet ein Architekturbüro in Basel und ist Dozent für Technik und Architektur an der Hochschule Luzern.